

HERMANN HESSE: **Die Welt im Buch. Leseerfahrungen I. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1900–1910.** Herausgegeben von Volker Michels in Zusammenarbeit mit Heiner Hesse. Suhrkamp Verlag Frankfurt 1988. 646 Seiten. Leinen DM 68,-

Fast 3000 Rezensionen schrieb Hermann Hesse (1877–1962) während seines langen Lebens. Davon war bisher kaum der zehnte Teil zugänglich. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß diese ursprünglich in sechzig verschiedenen deutschen, österreichischen und schweizerischen Zeitungen publizierten Beiträge erstmals vollständig und in der Reihenfolge ihres Erscheinens veröffentlicht werden. Der erste jetzt erschienene Band umfaßt Hesses Buchkritiken aus den Jahren 1900 bis 1910; weitere vier Bände werden folgen.

Bereits 1931 schrieb Kurt Tucholsky: *Hesses Buchkritiken haben zur Zeit in Deutschland kein Gegenstück. Aus jeder Buchkritik Hesses kann man etwas lernen. Sehr viel sogar.* Dieses Urteil gilt auch heute noch und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen fällt bei der Lektüre der Rezensionen auf, mit welcher geradezu enzyklopädischer Belesenheit Hesse Bücher aus den verschiedensten Bereichen seinen Lesern vorstellt und empfiehlt. Neben der ihm wesensverwandten Belletristik gilt sein Augenmerk genauso Neuerscheinungen der sich erst entwickelnden Psychoanalyse wie auch z. B. Märchen- und Kinderbüchern. Aber auch Wörterbücher, Nachschlagewerke, Biographien, Reisebücher, Editionen von Briefwechseln, musik- oder kunstgeschichtliche Publikationen, ganz zu schweigen von Übersetzungen der damals in Deutschland so gut wie unbekanntes chinesischen oder indischen philosophischen und religiösen Quellschriften entgehen nicht seinem kritischen Auge. Dabei fällt ein zweiter Aspekt von Hesses Rezensionen auf: Er besprach grundsätzlich nur solche Bücher, die er empfehlen konnte, die für ihn etwas Vorbildliches und Wertvolles hatten und denen er zutraute, daß sie *vielleicht noch bis morgen oder übermorgen bestehen* könnten. Schwächen von Büchern zur Diskussion zu stellen, hielt er nicht für seine Aufgabe. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind Hesses Buchbesprechungen keine streitbaren oder besserwisserischen Auseinandersetzungen mit den jeweiligen Autoren, sondern Orientierungshilfen und Anregungen für den neugierigen Leser. Kurz, es sind Versuche, guten Büchern eine breite Leserschaft zu verschaffen. So z. B. seinen Landsleuten Eduard Mörike oder Hermann Kurz. Gleichwohl sind seine Besprechungen keineswegs unkritisch oder lobhudelnd.

Was die Lektüre von Hesses Rezensionen zusätzlich noch interessant und farbig macht, sind seine en passant eingeschobenen kulturkritischen Anmerkungen, wie z. B.: *So erfreulich das zunehmende Interesse des Volkes für neue Dichtungen ist, so muß es doch stets wieder daran erinnert werden, daß Bildung und Geschmack in literarischen Dingen ganz wohl ohne viele moderne Lektüre existieren können, niemals aber ohne ein Vertrautsein mit dem Besten der älteren Literaturen. Es sind Modeaffen, die das Lesen des allerneuesten Romans für eine Bildungsnotwendigkeit halten, während ihnen Goethe so fremd wie Homer ist. Kein Mensch braucht deshalb »alle Klassiker«*

gelesen haben. (...) Man kann den ganzen Goethe, Herder, Lessing gelesen haben und doch ohne Bildung sein; andererseits gehört es zum Wesen einer wertvollen Bildung, daß man da und dort im Schrifttum der Vergangenheit Freunde hat und Schätze weiß. Oder an anderer Stelle heißt es: Wenn es etwa Sitte wäre, über ein neues Buch erst zwei Monate nach der Lektüre zu schreiben oder zu reden, wieviel würde schon in diesem bißchen Zeit untergesunken und vergessen sein!

Der Band ist mustergültig ausgestattet, mit einem erschöpfenden Register, ausführlichen Anmerkungen und einem zusätzlichen alphabetischen Verzeichnis der rezensierten Bücher. Hervorgehoben werden muß auch das ebenso informative wie kluge Vorwort des Herausgebers Volker Michels. Man darf jetzt schon auf den zweiten Band der Edition gespannt sein, der Hesses Rezensionen der Jahre 1911 bis 1916 dokumentieren wird.

Manfred Schmid

HERMANN BAUSINGER (Hg): **Ludwig Uhland. Dichter – Politiker – Gelehrter.** Attempto Verlag Tübingen 1988. 251 Seiten. Kartoniert DM 24,80

Der Band versammelt zehn Texte, die im Sommersemester 1987 anlässlich der 200. Wiederkehr des Geburtstags von Ludwig Uhland im Rahmen einer Ringvorlesung der Universität Tübingen vorgetragen wurden. Damit bietet er den neben einer vergleichbaren, wenngleich bescheidener angelegten Aufsatzsammlung des Tübinger Uhland-Gymnasiums – *Ludwig Uhland. Werk und Wirkung*, herausgegeben vom Uhland-Gymnasium Tübingen, Tübingen 1987 – wichtigsten wissenschaftlichen Beitrag zu den ebenso vielgestaltigen wie in der Regel – wenn etwa in einem Tübinger Restaurant Uhland-Spinat oder dergleichen serviert wurde – geistlosen Ritualen des Jubiläumsgedenkens. Bereits die Tatsache, daß die in beiden Bänden publizierten Arbeiten überwiegend von Tübinger Autoren stammen und ausnahmslos zuerst in Tübingen, Uhlands zentralem Lebensort, vorgetragen worden sind, zeigt, wie wenig selbst das Jubiläumsjahr es vermocht hat, dem Jubilar auch außerhalb der schwäbischen Provinz etwas von der Bedeutung zurückzugewinnen, die seinem Ruhm bis in die Zeit des Nationalsozialismus nur annähernd entspräche. Wenn viele dieser Arbeiten dennoch von Interesse sind, so deshalb, weil sie einzelne Aspekte des Werkes Uhlands genauer ausleuchten und die irritierende Diskrepanz zwischen Uhlands früherem Ruhm und seiner gegenwärtigen intellektuellen Bedeutungslosigkeit zu verstehen trachten.

Drei Beiträge des anzuzeigenden Bandes kreisen um Uhlands literaturwissenschaftliches, sprich: mediävistisches Werk. R. Schenda stellt dar, wie Uhland sich während des Parisaufenthalts 1810/11 die Grundlagen seiner Kenner-schaft der älteren romanischen Literaturen erarbeitete, obwohl seine Studien philologisch teilweise dilettantisch blieben; deutlich wird auch Uhlands durchaus geringe Neigung, die Bildungsreise in die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts zur Emanzipation von jener engen Kleinbürgerlichkeit zu nutzen, die ihn zeitlebens prägen sollte.

G. Schweikle zeichnet nach, wie Uhland zu einem der Begründer der germanistischen Mediävistik werden konnte: weniger durch Hinterlassung akademisch ausgeklügelter Spezialarbeiten als auf dem Wege anschaulicher Vergegenwärtigung der Literatur und der romantisierend verklärten Lebensformen des deutschen Mittelalters. R. W. Brednich schließlich würdigt Uhlands bedeutende Leistungen in der Sammlung und Edition deutscher Volkslieder, ohne indes zu verschweigen, daß diese gehobenen historisch-philologischen Ansprüchen nicht durchweg genügten.

Obwohl Uhland den verflommenen Ruhm primär der Popularität seiner lyrischen Produktion verdankte, wird diese weder in der Ringvorlesung noch im Band des Uhland-Gymnasiums eigens thematisiert. Wie wäre dieser Umstand zu erklären, wenn nicht durch die Annahme, daß am weit überwiegenden Teil der von Uhland verfertigten Gedichte und Balladen wenig mehr bemerkenswert ist als dies, daß sie wohl volkstümlich und schlicht, kaum aber literarisch bedeutend sind? Immerhin ist wenigstens einer der Beiträge dem Dichterkreis der Tübinger Romantik gewidmet: O. Borst bestätigt den naheliegenden Eindruck, die Mitglieder dieses Kreises seien theoretisch eher unbedarft und poetisch, wo nicht «natur-» und «volksnah», eher epigonal gewesen. Ein anderer Beitrag gilt einer Dichtung Uhlands, dem Drama *Ernst, Herzog von Schwaben*. J. Schröder liest dieses Werk, das – ebenso wie das andere Drama, *Ludwig der Baier* – stets die Begeisterung auch der glühendsten Uhland-Verehrer hat erkalten lassen, als ein romantisches Geschichtsdrama, als ein politisches Drama der Württembergischen Verfassungskämpfe von 1815–19 und als ein Psychodrama des Autors Ludwig Uhland. Vor allem in diesem dritten Punkt bietet Schröders Lektüre, die sich nicht ohne Unernst der Mittel eines psychoanalytischen Dekonstruktivismus bedient, durchaus Neues: sie entdeckt den Text als das Psychogramm eines Menschen, der privat in ein Spannungsdreieck mit seinen Eltern und politisch in ein Spannungsdreieck mit der Vaterfigur des württembergischen Königs und dem schwäbischen Mutterland gestellt war und der die aus diesen Spannungen resultierenden Ängste und Wünsche im dramatischen Text abphantasierte. Zwar vermag auch die Psychoanalyse Uhland nicht zu dauerhaftem Leben zu erwecken, immerhin jedoch, so berichtet der Analytiker, hat ihm der Analysand, bevor er wieder versteinte, zugeflüstert, die Freiheit Württembergs sei weiblichen Geschlechts.

Mit Uhlands politischer Tätigkeit befassen sich K. Moersch, der dem Altwürttembergischen bei Uhland nachgeht, und D. Langewiesche, der Uhland im Kontext des deutschen Frühliberalismus sieht. Langewiesche umreißt die Widersprüchlichkeit des Politikers Uhland, der vom Altrechtler über den Frührepublikaner zum linksrepublikanischen Demokraten wurde und doch gerade als solcher vormodernen Argumentationsmustern verhaftet blieb. Er zeigt, daß der Brennpunkt dieser Widersprüchlichkeit in Uhlands Volksbegriff zu suchen ist, der auch Uhlands politische Tätigkeit mit seinem wissenschaftlichen wie poetischen Werk verbindet: Obwohl Uhland

einen «vorindustriellen», seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vollends überholten Volksbegriff vertrat, obwohl dieser Begriff, wie man sagen könnte, objektiv reaktionär war, konnte Uhland ihn der partikularistisch-spätfeudalen Gegenwart kritisch und fordernd entgegenhalten, so daß er subjektiv utopisch zu wirken vermochte und darin Affinitäten zum modern-demokratischen Volksbegriff aufzuweisen schien. So geriet Uhlands Rückzug aus der Politik (1849) zur Flucht in ein Phantasma von deutscher Vergangenheit, dessen edle Reinheit die Verirrungen der Gegenwart zu kompensieren bestimmt war.

Drei Beiträge schließlich gelten der Geschichte von Uhlands Wirkung. W. Dürr erklärt die Tatsache, daß Uhlands Dichtung trotz ihrer überragenden Popularität im Liedœuvre der romantischen Komponisten keine zentrale Stellung einnimmt, damit, daß ihr Volkston, anders als etwa bei Heine und Wilhelm Müller, allzu naiv, sentenzhaft, unironisch gewirkt und daher den Gestaltungsprinzipien des polyrhythmischen Klavierliedes der Romantik, seiner Einladung zu höherstufiger Reflexivität, nicht das geeignete Textmaterial geboten habe. G. Korff stellt an ausgewählten und größtenteils im Band wiedergegebenen Beispielen die Uhland-Rezeption in den Bildkünsten des 19. und 20. Jahrhunderts dar: Uhlands Balladen waren faßliche Vorlagen für ein spektakulär illustriertes Mittelalter, die zudem trivialisierende Inszenierung von Texten wie *Schwäbische Kunde* oder *Der gute Kamerad* befeuerten jenen sentimental-martialischen Chauvinismus, der Deutschland schon Jahrzehnte vor der faschistischen Hypertrophie ergriffen hatte. Da Korff sich in der Frage, ob in derartigem Gebrauch der Dichtung Uhlands nichts als ein Mißbrauch zu sehen sei, vornehme Zurückhaltung auferlegt, will ich die These wagen, daß der mißbräuchliche Gebrauch durch regressive Züge der gedanklich-literarischen Verfassung der Texte selbst ermöglicht ist. Diese These, die ich im vom Uhland-Gymnasium herausgegebenen Band im Ausgang von der Uhland-Rezeption im Nationalsozialismus näher zu begründen versucht habe, wird von U. Jeggle in seinem Beitrag über Nachruhm und Kult mit dem Argument bestritten, die faschistische Vereinnahmung etwa Beethovens und Hölderlins zeige, daß auch Autoren, deren Werken intellektuelle und ästhetische Rückständigkeit gewiß nicht nachzusagen ist, gegen Mißbrauch nicht gefeit gewesen seien. Das mag so sein, aber: Um wieviel leichter fiel solcher Mißbrauch im Falle eines Werkes, dessen Gehalte und Strukturen sich der europäischen Moderne so weit verweigerten, daß seine regressiven Phantasien den reaktionären Antimodernismus geradezu einladen mußten, sich ihrer volkstümlichen Harmlosigkeit zu Zwecken der Camouflage seiner wölfischen Ambitionen zu bedienen? War daher im Falle Uhlands der Mißbrauch des Werkes nicht doch ein in ihm auch angelegter, statt, wie bei Beethoven und Hölderlin, ihm widerstreitender Gebrauch? Jeggle schließt mit den Sätzen: *Vielleicht ist Uhlands Größe kleiner als die Lorbeerbüsche, mit denen man jubiläumsgerecht sein Denkmal verstellt hat. Dies könnte bedeuten, daß wir ihn in den nächsten Jahren wieder ganz aus den Augen verlieren. Das wiederum wäre ihm auch nicht angemessen.*

Es sieht ganz so aus, als sollte Jeggel mit seiner Prognose recht behalten. Zu beklagen wäre das zumindest deshalb, weil dann auch ein paradigmatisches Syndrom der deutschen Ideologie unserer Aufmerksamkeit entglitte.

Reinhold Aschenberg

JOACHIM W. SIENER: **Von der maskierten Schlittenfahrt zum Hof-Photographen. Die Photographie und Stuttgart 1839–1900.** Katalog zu einer Ausstellung in der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart 1989. 168 Seiten mit 124 Abbildungen, davon 12 in Farbe und 72 in Duplex. Broschiert DM 46,- (für Selbstabholer in der Landesbibliothek: DM 35,-)

Am 7. Januar 1839 präsentierte der Franzose L. M. J. Daguerre der Pariser Akademie der Wissenschaften eine der aufregendsten Erfindungen des 19. Jahrhunderts: Ein Verfahren, um die von einer Camera Obscura projizierten *Sonnenbilder* auf eine Metallplatte zu bannen. Nur zehn Tage später berichtete der *Schwäbische Merkur* in Stuttgart über diese ersten Fotografien, und im Herbst 1839 konnte die Stuttgarter Bevölkerung die ersten in Württemberg aufgenommenen Daguerreotypien bestaunen: Der Optikermeister C. C. F. Geiger produzierte bereits die ersten Kameras und experimentierte mit dem neuen Medium. Bei der Stuttgarter Fasnacht erschien dann Monsieur Daguerre schon als Figur bei einer maskierten Schlittenfahrt.

Als Ergebnis seiner langjährigen Forschungs- und Sammelstätigkeit hat im vergangenen Jahr der Fotograf der Württembergischen Landesbibliothek, Joachim W. Siener, eine Ausstellung gestaltet, die 150 Jahre nach Erfindung der Fotografie der Entwicklungsgeschichte der «Lichtbilder» in Stuttgart in den Jahren 1839–1900 gewidmet war.

Sieners Berufserfahrung ist nicht nur der von ihm konzipierten Ausstellung, sondern ohne Zweifel auch dem Katalog zugute gekommen. An erster Stelle sind hierbei die vom Autor ganz vorzüglich reproduzierten – im Original oft verblichenen oder stark nachgedunkelten – alten Fotografien zu nennen. Sachkundig stellt der Autor die Vorgeschichte der Fotografie dar und erklärt die technischen Details. Joachim Sieners besonderes Interesse gilt darüber hinaus aber der Sozialgeschichte der frühen Fotografie. Wer etwa würde unter den ersten Stuttgarter Fotografen neben bildenden Künstlern – Malern, Litho- und Xilographen – auch einen gutsituierten Konditor oder einen russischen Hofsänger vermuten? Aber auch ein verarmter Kunstfeuerwerker und ein Knecht befanden sich darunter. Dem Woher und Wohin der Fotografie widmet sich Siener besonders, fragt aber auch nach ihren Kunden, den posierenden «Modellen».

Dem aufwendig gestalteten, auf Glanzpapier gedruckten Katalog hätte man allerdings ein sorgfältigeres Lektorat gewünscht. Mit Befremden wird man nicht wenige Druck- und orthographische Fehler vermerken. Dem Text hätte mehr Übersichtlichkeit, der Gliederung eine Straffung und mehr Transparenz sicher gut getan. Die unzähligen, mitten in den Text gesetzten, leeren kleinen quadrati-

schen Kästchen, die offenbar anzeigen sollen, daß das geschilderte Exponat im Katalog nicht abgebildet ist, sind überflüssig, wirken unschön und stören den Lesefluß. Schließlich hätten einige Fehler bei einer Durchsicht des Textes durch einen Historiker vermieden werden können. Joachim Sieners eigentliches Anliegen aber, nämlich die Dokumentation der Frühgeschichte der Fotografie in Stuttgart, wird sicherlich jeden an der Stuttgarter Geschichte Interessierten faszinieren. Nicht zuletzt aufgrund der fesselnden Bilder und der erstaunlich kleinen Auflage – nur 1700 Exemplare – wird Sieners Werk wohl schon in Kürze zu den Rara der Stuttgarter Ortsgeschichte zählen.

Raimund Waibel

Die Bischöfe von Konstanz. Band I Geschichte, Band II Kultur. Herausgegeben im Auftrag der Erzdiözese Freiburg und der Diözese Rottenburg, des Bodenseekreises und des Landkreises Konstanz, der Kantone Aargau und Thurgau, der Städte Konstanz, Meersburg und Friedrichshafen von **Elmar L. Kuhn, Eva Moser, Rudolf Reinhardt und Petra Sachs.** Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1988. 504 und 276 Seiten mit 55 Farb- und 278 Schwarz-Weiß-Abbildungen. Kunstleinen DM 144,-

Eine Darstellung der Geschichte des ehemaligen Bistums Konstanz war seit langem überfällig. Zwar gibt es eine Fülle von Aufsätzen, die sich einzelner Themen oder Personen, vieler spezieller Details annehmen, doch eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse fehlte. Die letzte Gesamtdarstellung der Bistumsgeschichte von Karl Schönenberger umfaßt gerade 46 Seiten und stammt aus dem Jahr 1926, liegt also über 60 Jahre zurück. Dabei kam dem seit den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts bezugten, 1802 säkularisierten und 1827 von Ignaz Heinrich von Wessenberg für erloschen erklärten Bistum für beinahe zwölf Jahrhunderte große Bedeutung zu. Es war das flächenmäßig größte Bistum im deutschsprachigen Raum, ihm unterstand der größte Teil Baden-Württembergs, ein großer Teil der Schweiz sowie Teile Vorarlbergs. Von den Bischöfen gefördert, entwickelte sich Konstanz im Mittelalter zu einer der «Hauptstädte» Schwabens. Die Bischöfe bestimmten als Fürsten des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation dessen Belange mit, nahmen in ihm eine wichtige Stellung ein.

Über 40 Autoren haben sich nun zur Aufarbeitung der Bistumsgeschichte zusammengefunden. Im Band I werfen nach einem historischen Überblick von den Anfängen bis zum Ende die Strukturen der Bistumsverwaltung, die Funktion und das Funktionieren, die Rolle und die Wirkung der Weihbischöfe, der Synode und Visitationen, der Domschule, des niederen Klerus, der Priesterausbildung, der Generalvikare, der Ratsgremien und des Hofgerichts, des Kanzleramts und des Kanzlers, des Hoflebens, der Bettel- und Herrenklöster im Hochstift ebenso beschrieben wie die Stellung des Bischofs im Schwäbischen Kreis oder die Zusammensetzung und Verfassung des Domkapitels.